

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Der Ring des Frangipani

Thode, Henry

Frankfurt am Main, 1895

Schluss



Schluss.

In Obervellach.



Nun wahre du seine Kraft
Als Weihe-Gruss meiner Treu'.

GÖTTERDÄMMERUNG.

AN dem Eingang des Möllthales in Kärnthen, dort wo es sich nach dem Pusterthal zu öffnet, weckte, als ich nach nächtlicher Fahrt an einem Septembertage des Jahres 1894 in Sachsenburg eintraf, ein wundersam liebliches Bild die noch von Schlaf umflorten Augen: auf grünem Wiesengrunde, den Fuss der dunkel bewachsenen Berge auf beiden Seiten berührend, schwebte in niedriger Rundung ein in zartesten Farben spielender Regenbogen. Wallende hellgraue Nebel verhüllten hinter ihm die Niederung des Flusses, über den Dünsten aber in blauer Höhe, von aller Verbindung mit der Erde gelöst, erglühten ferne Felsengipfel im Morgenglanz der Sonne. Dorthin, unter dem Bogen der aetherischen Brücke hindurch, jenen Bergen zu führte mich mein Weg. Vor dem Südabhange der Tauern, auf deren Nordseite Gastein liegt, befindet sich an der in römischer Zeit angelegten und im Mittelalter als Handelsweg vielbenutzten Strasse längs der Möll ein Marktflecken, mit Namen Obervellach. Dies war das seit langer Zeit her angestrebte Reiseziel, dem ich mich nun nach einigen droben

auf einer Alm am Tennengebirge verlebten Sonnentagen, deren Glanz die Seele erfüllt hatte, näherte! Obervellach — Welch' eine geheimnisvolle Macht führte mich dahin?



Die Geschichte, welche mir der Ring des Frangipani erzählt, hatte längst ihren Abschluss gefunden. Aus dem Dämmerlicht der Traumwelt hervortretend, hatten sich die Visionen der Phantasie, welche mich am Tage, da ich das Kleinod gewann, bestrickten, in Gestalten der Wirklichkeit verwandelt, ihr Wesen und Schicksal mir offenbart — nur ein dünner Schleier war noch geblieben, die Züge ihres Antlitzes verhüllend. Jene Darstellungen im Brevier gaben nicht mehr als eine Andeutung. Sind uns keine eigentlichen Porträts von Christoph und Apollonia erhalten? Diese Frage hatte sich mir zuerst, als ich Sanuto's allgemeine Schilderung von dem Aussehen Beider las, aufgedrängt und liess seitdem nicht ab, mich zu beschäftigen. Ein Fingerzeig schien mir in jenem vom Frangipani der »Madonna von Chioggia« geweihten Gelübde, welches zu erfüllen er sich die Erlaubniss eines vorübergehenden Aufenthaltes in Venedig im December 1519 ausbat, zu liegen. Es dünkte mir wohl denkbar, ja wahrscheinlich, dass es sich hierbei um die Stiftung eines Altargemäldes, auf welchem dann vermuthlich die Bildnisse der Stifter zu finden seien, handle. Kein Anhalt aber, diese Spur zu verfolgen, bot sich mir dar.

Da wurde mir gelegentlich einer Anfrage, die ich an den Leiter der Archive in Klagenfurt, Herrn Dr. Simon Laschitzer, bezüglich der Familienpapiere der Lang's richtete, eine unerwartete Erfüllung meiner Hoffnung zu Theil. Die Antwort, welche ich erhielt, war ein Hinweis auf einen kürzlich im zweiten Hefte der »Neuen Carinthia« 1890 veröffentlichten Aufsatz, welchen die Liebenswürdigkeit des Verfassers, Herrn A. von Jaksch, mir zur Verfügung stellte. Dieser Aufsatz behandelt ein in dem letzten Jahrzehnt vielfach besprochenes Altarwerk, welches, von einem der begabtesten, in den ersten Jahrzehnten des XVI. Jahrhunderts thätigen holländischen Künstler: Jan Schorel gemalt, in der Pfarrkirche zu Obervellach im Möllthale aufbewahrt wird. Die Aufmerksamkeit, welche dies Gemälde bei seiner Wiederherstellung in Wien im Jahre 1881 erregte, war in vollem Maasse gerechtfertigt, da es den Kunstfreunden zum ersten Male den ganz heimischer Tradition folgenden Jugendstil eines Meisters



Die heilige Sippe

Mittelbild des Altares von Jan Schorel zu Obervellach.
(Nach einem Holzschnitt aus der Zeitschrift für bildende Kunst.)

zeigte, welcher bis dahin nur als einer der einflussreichsten Vertreter der neu in den Niederlanden eingeführten italiänisirenden Manier aus seinen späteren Schöpfungen bekannt geworden war. Die Angaben des alten Künstlerbiographen Karel van Mander, welcher von Schorel's Lehrjahren bei dem Amsterdamer Maler Jacob Cornelisz und seiner darauf folgenden Wanderzeit, die ihn über Strassburg und Basel nach Nürnberg zu Albrecht Dürer und weiter nach Steyermark und Kärnthen führte, erzählt, fanden ihre Bestätigung. Unbekannt blieb nur, wer der Besteller jenes Obervellacher Altares gewesen, denn der Nachweis, dass das eine Wappen auf der Rückseite des Mittelbildes dasjenige der Lang's von Wellenburg sei, liess allen Vermuthungen noch vollen Spielraum, wie auch die Erzählung van Mander's keinen bestimmten Aufschluss gab. Was Letzterer zu berichten weiss, ist aber merkwürdig genug, verzeichnet zu werden.

Van Mander sagt, dass Schorel in Kärnthen »für manche Herren arbeitete, viel begehrt war und bei einem Baron, einem grossen Bilderfreunde, wohnte, der ihm nicht allein gute Verpflegung und Lohn, sondern auch seine eigene Tochter zur Frau geben wollte, was kein geringes Glück für ihn gewesen, wenn ihm nicht Gott das Amsterdam'sche Mädchen (die Tochter seines Lehrers Cornelisz) so in sein Herz gemalt hätte, dass er immerwährend ihren Liebreiz fühlte und nichts Anderes im Sinne hatte, als vollkommen zu werden in seiner Kunst, um endlich an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen; durch diesen Eifer machte er grosse Fortschritte, denn es scheint, dass die Liebe die Künste lehrt.«

Allen Vermuthungen darüber, wer die Stifter des Altarwerkes gewesen, ist nun durch Herrn von Jaksch ein Ende gemacht worden. Auf Grund erneuter Prüfung der Wappen konnte er in dem erwähnten Aufsatz feststellen, dass Jan Schorel seine Malereien für Christoph und Apollonia Frangipani ausgeführt hat — und die auf den Flügeln dargestellten Heiligen: Christoph und Apollonia, in denen man schon früher Stifterporträts erkannt hatte, tragen die Züge des Grafen und seiner Gemahlin!



Die morgenlichen Strahlen der Sonne, die ich als Boten Apollonia's begrüsst, erblicken und verschwinden: tiefer und tiefer senken sich regen-

schwängere Wolken in das Thal hernieder, fast bis in mein kleines Gefährt. Nur die Tannen am untersten Fusse der Berge sind noch sichtbar, aus undurchdringlichem Dunst tönt das Rauschen der Möll, an deren Seite die Strasse aufwärts führt, empor, Nebelbildern gleich gewahre ich die hellen Häuser stiller Ortschaften. Fluthen strömen vom Himmel herab, schnell entstandene Bäche graben sich in dem mässig ansteigenden Wege durch Geröll ihr Bett. So, ein ungekanntes Ziel im Auge, suchte ich durch den Nebel der Zeiten den Weg zu längst vor Jahrhunderten Vergangenen und Vergessenem, ahnend und forschend. Wird mir auch heute noch Licht und Klarheit beschieden sein?

Ein waldiger Berg baut sich in das Thal vor und scheint den Weg zu sperren: für einen kurzen Augenblick wird auf seiner Spitze ein weisses Kirchlein sichtbar, sogleich wieder von Wolken umhüllt: ein Wallfahrtsort, dem hl. Daniel geweiht, — so belehrt mich mein Kutscher. Die Strasse, eine Wendung machend, zieht sich aus der Mitte des Thales an den Bergesabhang hin. Der Regen beginnt leichter zu fallen, in nächster Nähe lichtet es sich: ich sehe die braunen, gischenenden Wogen des an mir vorbei sich überstürzenden Flusses. Weiter und weiter! Durch das Wolkentreiben bricht ein hellerer Schein, in ihm zeigt sich auf tannenbewachsenem Hügel ein altersgrauer Thurm, und weiter hinten morsches Gemäuer, an das sich eine kleine Capelle lehnt: Schloss Falkenstein!

Falkenstein! Apollonia! Hierher ist sie gekommen, als sie, des Kaisers Hof verlassend, ihrem ersten Gemahl folgte, hier schien ihr Leben friedlicher Zukunft entgegenzugehen, bis ihr der Gatte geraubt, und das Schicksal sie zu heissem Lieben und tödtlichem Leiden hinaus in eine neue Welt trieb.

An den Zweigen der dunklen Bäume drunten zerreisst das weisse Gewölk, flattert, im Wallen sich wandelnd, um das einsame graue Mauerwerk und zieht, in Schleiern sich wieder zur Masse verbindend, aufwärts durch enge Schluchten zu kahlen Felsenhöhen hinauf. Schon bleibt der Thurm zurück, und unter den höher und höher sich hebenden Dünsten wird das ganze, sich erweiternde Wiesenthal sichtbar. Dort, wo es am Fusse einer doppeltgegipfelten, hohen Bergeswand endet, blinkt eine Häusergruppe, hoch überragt von einem Kirchthurm: Obervellach!

Der Wagen hält vor dem Gasthaus der Post, und ich eile zur Kirche. Durch das zierliche, mit der Jahreszahl 1509 bezeichnete Portal — ist der Neubau der Kirche etwa von Ihr gestiftet worden? — eintretend, halte ich einen Augenblick inne, die fiebrische Unruhe zu bemeistern. Ein freundlicher, breiter Raum mit hohen Fenstern, von einem netzförmigen gothischen Gewölbe bedeckt, mit einem fünfteiligen Chor und wenig ausladendem Kreuzschiff! Vor einem Altare rechts kniet, in Gebet versenkt, ein steinaltes Mütterlein, — kein Laut ist vernehmbar, nur von Zeit zu Zeit schlagen Regentropfen an die Fensterscheiben. Dort im linken Querschiff, in einen grossen barocken Altar eingelassen, leuchtet in tiefer Farbenpracht das Gemälde Schorel's. —

Klopfenden Herzens, lautlosen Schrittes, die Zeit nicht aus ihrem Schlummer zu wecken, nähere ich mich. Apollonia!

Da steht sie, — in grüner Landschaft vor einem See an Bergesabhängen, eine kleine, zarte Gestalt, in der Linken ein Buch, in der Rechten das Marterwerkzeug. Ihr Haupt mit der von lichter Klarheit umflossenen Stirn ist leicht geneigt, ihr Blick schwermüthig sinnend gesenkt, um den Mund bebt ein leiser Zug des Leidens. Eine hellviolette, mit Gold und Perlen bestickte Haube, deren schleierartiges Tuchende im Windeshauche weht, umrahmt die fein gebildeten Züge des rundlichen Kopfes, eine Strähne welligen blonden Haares, durch eine Oeffnung der Haube gezogen, fällt auf die Schulter herab. Am Rande des ausgeschnittenen, mit goldenem Besatz geschmückten dunkelgrünen Mieders, unter dem das weisse Hemd mit zierlicher Bordure hervorkommt, liest man in Stickerei die Worte: »Jesus Maria.« Ein moosgrünes Untergewand, ein reich gemustertes goldbrokatenes Obergewand und ein rother Mantel umkleiden die Glieder, von den Armen fallen lange, hellblau und violett schillernde weite Aermel herab. So reich die Tracht, und so demüthig bescheiden das Gebahren! Träumerisches Unbewusstsein, zärtliche Hingebung, kindliche Unschuld, dulddende Sanftmuth — die lang verhaltene Rührung bricht sich mir, die Seele befreiend, Bahn! — Ja, so hatte ich sie längst schon erschaut, so lebte sie in meinem Innern seit jenem Augenblicke, da Sanuto mir erzählte, wie sie in Venedig vor dem Dogen erschien: »donna degna et assai riverente, assai belizuola, piccola et magra.« Vielgeliebte, holdselige Frau!

Und Er, für den sie ihr Leben gelassen? Drüben auf dem anderen Flügel des Altars schreitet er, das Christkind auf der Schulter, auf

den Stamm sich stützend, in kurzem, gegürteten rothen Rock, wehendem grauen Mantel, eine hohe, kräftige Gestalt, durch das Wasser. Mit erregtem Ausdruck, halbgeöffnetem Munde schaut der breit und stark gebildete blondbärtige Kopf, der von weit abstehendem, mächtigen gelockten Haar umgeben ist, zu dem Erlöser empor. In seinem Blicke steht geschrieben: »Meine Hoffnung steht auf Gott.« Ein Heiliger, ein Gottesträger Er! Schwer vermag das Gefühl mit solcher Darstellung sich zu versöhnen — ein Heiliger? Nein, — doch aber auch er ein Dulder!

Trägt er den Ring am Finger? — jeden Schmuck irdischen Liebesgedenkens hat der Maler bei der Auffassung seiner Stiftergestalten als Vermittler sterblichen Gebetes an den Himmel weggelassen!

Allmählich gleitet der Blick von den Seitenflügeln des Altares zu der von ihnen eingeschlossenen Mitteltafel, auf welchem die hl. Sippe, d. h. die Verwandtschaft Christi, dargestellt ist. Vor ländlichen Gebäuden, hinter denen ein belaubter Hügel mit einer Burg emporragt, haben sich drei Frauen, sechs Männer und sechs Kinder — die Frauen und Kinder, dem Geschmacke des Künstlers entsprechend, in die reiche holländische Tracht jener Zeit gekleidet —, um die in ihrer Mitte stehende, das Christkind haltende Jungfrau Maria versammelt. Auf der linken Seite sieht man Alphäus und Maria Cleophas mit ihren vier Kindern: Jacobus minor, Barnabas, Simon und Juda, rechts Zebedäus und Maria Salome mit dem kleinen, den Kelch segnenden Johannes Evangelista und dem in Pilgertracht gekleideten älteren Jacobus. In dem dritten Paare dürfte man Anna und Joachim zu erkennen haben, in dem Greise, welcher eine Lilie mit einer Taube in der Hand trägt, Joseph. Für die zwei im Hintergrunde befindlichen Männer, den jungen und den alten, sind Namen nicht zu finden. Kein Zweifel, dass in allen diesen Gestalten Bildnisse bestimmter Persönlichkeiten gegeben sind: drei der Männer zeigen deutlich Verwandtschaftsähnlichkeit, und eine solche dürfte auch zwischen den Frauen wahrzunehmen sein. Wer sind die Dargestellten, die offenbar einer und derselben Familie angehören? Die Trachten weisen auf ein vornehmes Patriziergeschlecht hin — welch' anderes könnte dieses sein, als dasjenige der Lang von Wellenburg?

Ist dem aber so, in welcher Figur wäre der Cardinal Matthäus zu sehen, den wir doch vor allen Anderen hier zu suchen berechtigt wären?



Die Heiligen Christoph und Apollonia
nach den Gemälden auf den Flügeln des Altares von Jan Schorel zu Obervellach.

In dem Jahre der Entstehung des Bildes, 1520, war der treue Rathgeber Maximilian's, nachdem er durch seinen Einfluss nicht wenig zur Wahl Karl's V. beigetragen hatte, als Erzbischof in Salzburg eingezogen, musste aber kurz darauf seine Residenz wieder verlassen, um dem neuen Kaiser bis Löwen entgegenzugehen und dessen Krönung in Aachen beizuwohnen. Hier ist es vielleicht gewesen, dass Albrecht Dürer eine jetzt in der Albertina zu Wien befindliche Zeichnung angefertigt hat, in welcher man, auf Grund des Vergleiches mit Medaillen des Cardinals, mit Recht neuerdings dessen Porträt erkannt hat.

Die Züge sind meinem Gedächtniss eingepägt. Vergeblich suche ich, sie in einem der beiden älteren Köpfe auf dem Gemälde wiederzufinden. Wohl aber zeigen die drei Typen der Männer in mittlerem Alter eine ausgesprochene allgemeine Aehnlichkeit mit seinem Bildniss, so dass die Vermuthung, sie seien seine Brüder, begründet erscheint. Ich rufe mir die Familienangaben, welche ich in den im Privatarchiv der Grafen Wolkenstein zu Trient aufbewahrten Aufzeichnungen und Acten der Lang's von Wellenburg kennen gelernt, wieder in's Gedächtniss.

Schwach und ermüdet von dem Widerstand gegen den Protestantismus, welchem auf den Reichstagen und daheim in seiner Erzdiocese Salzburg entgegenzutreten, die Hauptaufgabe seiner letzten zwei Lebensjahrzehnte gewesen war, hat Cardinal Matthäus im Jahre 1536, vier Jahre vor seinem Tode, sein Testament aufgesetzt. In demselben werden alle damals noch vorhandenen Mitglieder der Familie namhaft gemacht. Vier Brüder Apollonia's waren, nachdem ein fünfter, Leonhart, schon 1509 im Feldlager zu Padua gefallen, zur Zeit der Entstehung des Altarwerkes am Leben: der berühmte Matthäus, der Goldschmied Johannes, Lucas, welcher Pfleger zu Grumnitz in Kärnthen war, und Marcus, des »Kunigs von Engeland Rather im Dienst.« Drei Schwestern werden erwähnt: Regina, verehlicht mit Johann von Haslpach, Ottilia, die Frau des Johannes Schad, Doctors und Ritters, und Felicitas, die mit einem Rössler verheirathet war. Wann die vierte: Anna, Gattin des Hanns Hecksl zu Augsburg, gestorben, wissen wir nicht, doch wird sie im Testament nicht angeführt.

In jenen drei Männern und drei Frauen der hl. Sippe haben wir demnach die Geschwister Apollonia's zu sehen. Die Züge der vierten Schwester trägt höchst wahrscheinlicher Weise die Veronika auf der Kreuztragung, welche zusammen mit der Geisselung Christi auf den

Rückseiten der Flügel, gleichfalls von Schorel's Hand, dargestellt ist. Unaufgeklärt bleiben die zwei, eine ältere Generation vertretenden Gestalten — der junge, mit dem Barett geschmückte Mann, der seitwärts herausschaut, ist offenbar der Maler selbst, Hans Schorel, der sich in der Bezeichnung unten auf einem Steine: »hollandinus (sic) pictorie artis amator« nennt.

Wessen Bildniss aber ist in der entzückend anmuthvollen Gestalt der Jungfrau Maria, um welche sich die Verwandten schaaren, gegeben? Gleichet sie in der üppigen Fülle blonden Haares, in den feinen Zügen nicht Apollonia selbst? — erscheint sie nicht wie eine zweite, verklärte jugendliche Vision derselben?

Vielleicht, dass doch ein Kern von Wahrheit in der Erzählung Karel van Mander's liegt: unmittelbar neben die lichte Erscheinung hat der Künstler sich selbst gestellt! Ist es Apollonia's Schloss gewesen, auf dem Jan Schorel so gastfreundlich aufgenommen wurde? — klingt in der Sage von einer Liebe, welche dem Angedenken an seines Meisters Töchterlein im fernen Amsterdam bedrohlich werden wollte, ein leiser Nachhall von wirklich Erlebtem wieder?

Als Schorel im Jahre 1520, von seiner Reise nach Palästina zurückgekehrt, jene Bilder malte, weilte Apollonia nicht mehr unter den Lebenden. Schwer wäre es zu erklären, wie er im Stande gewesen, ein so lebensvolles Bildniss derselben zu schaffen, wenn man nicht annähme, dass er in früherer Zeit in Kärnthen gemachte Studien verwerthet hat. Vier kleine gemalte Glasscheiben fallen mir bei einer Umschau in der Kirche in die Augen. Sie enthalten die Figuren einer Stifterfamilie mit zwei Wappen, deren eines ein Lamm, deren anderes eine Muschel aufweist, und darüber die Heiligen Martin und Christoph. Der Stil der Malerei und der Renaissanceornamentik lässt keinen Zweifel darüber, dass sie nach Zeichnungen von Jan Schorel ausgeführt sind — und auf der einen Scheibe befindet sich ein Zettel mit der Inschrift: »Gott mein her maria mein fürbitterin erbarm dich mein 1515.« In diesem Jahre also ist der holländische Maler in Obervellach gewesen, auf diese Zeit gehen die Porträts des Altarwerkes zurück, welches erst fünf Jahre später, vermuthlich bei einem erneuten Aufenthalt in Kärnthen, und nicht, wie man annimmt, in Venedig ausgeführt worden ist.

Stunden waren vergangen. Ich trat hinaus und athmete tief auf. Von den Bergen her strich ein kalter Abendwind, welcher die Nebel ringsumher zertheilte und vor sich hertrieb. Ein Knabe wies mir den Weg aus dem Dorfe zum Schlosse Falkenstein — ein einsamer Thurm, zerfallenes altes Mauerwerk, wie ich es aus der Ferne schon gesehen, nichts sonst! Ein Schauer überläuft mich — schweigende Schattengestalten, starren Blickes mich bannend, umkreisen mich. Angst beflügelt meine Schritte durch den Wald abwärts. Erst als ich ins Freie komme, bleibt das unheimliche Geleit in dem Dunkel zurück. — Die erregte Phantasie zu beschwichtigen, greife ich, beim weiteren Hinabsteigen vom Hügel, zu der mit mir geführten Jaksch'schen Schrift.

Für 4500 Gulden, so sagt eine Urkunde, hatte Kaiser Maximilian dem Grafen Julian Lodron und seiner Gemahlin Schloss und Landgericht Falkenstein verpfändet. »Wie lange dieselben Oberfalkenstein und die Mauth in Obervellach inne hatten, ist unbekannt. Erst 1522 erscheinen wieder Besitzer von Oberfalkenstein: Andre Ungnad und seine Frau Anna Maria geborene Lodron.«

Anna Maria geborene Lodron! Schreibt Apollonia nicht in ihren Briefen nach Venedig von einem Töchterchen? Im Jahre 1503 fand in Innsbruck ihre Hochzeit mit dem Grafen Julian statt — war dieses Töchterchen aus erster Ehe, so konnte es wohl 1522 schon vermählt sein — und erinnere ich mich nicht, in dem Inventar des Cardinals Matthäus Lang in Trient ein auf die 1521 erfolgte Hochzeit des Andreas Ungnad mit Anna Maria Lodron bezügliches Dokument erwähnt gefunden zu haben? Und weiter jene Erzählung Karel van Mander's — und auf Schorel's Bilde die seelenvolle Gestalt der jungfräulichen Mutter Gottes, welche wie eine jüngere Schwester der Apollonia gleicht? —

Mitten in diesen Gedanken, welche das letzte über der Geschichte des Obervellacher Altarwerkes lagernde Dunkel durchdringen, bleibe ich vor der am Fusse des Falkensteiner Hügels gelegenen Stallhofener Kirche stehen. Eine Inschrift an dem Portal erregt meine Aufmerksamkeit: in gothischen Lettern ist zu lesen: »Jesus maria hilf uns hie wie dort aus aler not 1520.« Die Bauart der Kirche entspricht in kleineren Verhältnissen derjenigen in Obervellach. Sie ist in demselben Jahre, wie Schorel's Gemälde, gestiftet worden — ein grosser Zusammenhang von Thatsachen zeigt sich mir: die Bestellerin des Bildes, die Erbauerin dieser

Kirche ist Apollonia's Tochter Anna Maria gewesen! Aus tiefer Trauer liebenden Herzens um die verlorene Mutter stieg ihr Gebet zum Himmel auf, dasselbe Gebet, welches sie, wie die Anfangsworte »Jesus Maria« am Rande des Mieders zeigen, auf dem Gemälde Apollonia selbst in den Mund legte: »hilf uns hier wie dort aus aler not!«



Der Tag neigte sich seinem Ende zu, als ich wiederum in die Kirche von Obervellach eintrat, den letzten Abschied von Apollonia zu nehmen. Kaum vermochten mehr meine suchenden Blicke die Züge zu unterscheiden. O nur ein einziger Schein von Licht, der noch einmal sie mir erhellte! Da glänzt es von dem Fenster im Westen her: durch die Wolken bricht ein gelber Strahl der untergehenden Sonne und macht die Gestalt der Märtyrerin erglühen.

»Myt Wyllen dyn eygen.« Ich habe Dein gedacht, Apollonia!

Ich habe Dein gedacht und Dich erschaut, Apollonia! Erschaut, als Du im vielbewegten Kreise der Geschwister glückselige Kindheitsjahre verbrachtest, erschaut, als eines Königs Liebe Dich, zur Jungfrau herangeblüht, grüßte. Ich sah Dich das Vaterhaus verlassen und fand Dich wieder, vielbewundert und geliebt inmitten der glänzenden Feste des kaiserlichen Hofes. Als einem Edlen Du dann die Hand zum Bunde gereicht, bin ich Dir in die Stille weltabgeschiedenen Lebens hierher in dieses Thal gefolgt: ein Kind ward Dir geschenkt, der Gatte durch frühen Tod entrissen: ich freute mich, ich litt mit Dir. Ich war im Geleite eines neuen Freiers, der aus wildem Kriegesleben kam, Dich in seine südliche Heimath mit sich zu führen, und sah, wie Du auf Leben und auf Sterben Dich ihm zu eigen gabst, wie Du als Zeichen Deiner Treue einen Ring ihm schenktest. Die Botschaft kam, dass Ring und Glück verloren — da eilstest Du, den schwer Verwundeten, Verzweifelten zu pflegen: dem Tode abgerungen, fiel er in der Feinde Gewalt. In heisser Sehnsucht zehrte sich die Seele ab, Jahre vergingen, und er kehrte nicht zurück. Kind und Heimath verliessest Du, selbst zum Tod erkrankt: Du kamst in seine Haft, und keine Macht der Erde vermochte Dich von ihm zu reissen. In langer, trüber Zeit hast, eine Sterbende, Du dem Geliebten Kraft und Trost gespendet. Nimmer wolltest Du ihn verlassen, Du folgtest ihm in neue Gefangenschaft: da brach Dein Herz — in fremdem Land bist Du gestorben! —

Unmerklich erblassend wandert langsam der Sonnenstrahl — im Dunkel versinkt die geliebte Gestalt, versinkt ein »schmerzensreiches« Leben — ein lichter Frühlingstag löst sich aus wilden Stürmen: Anna Maria! Ueber den blonden Haaren flimmert ein Regenbogenschein — haben der Mutter Leiden die Tochter gesegnet? Ist dieses junge Leben vor feindlichen Mächten gefeit gewesen? Ist ihm aus der Liebe Frieden erblüht? — Ein Widerschein des Lichtes erglänzt auf dem Ring an meinem Finger — da erlischt der Strahl, und — Alles ist in Nacht verschwunden!

